

OCEANS OF SILENCE

OZEANE DER STILLE

- eine ceylonische Dichtung -

- a ceylonese poem -

Sigrid Maria Groh

Musik Wolfgang Löll

*Wehe mir!
Wie bist Du hoch in DEINER Höhe,
Wie tief in DEINER Tiefe!*

Aurelius Augustinus, Bekenntnisse

*Woe is me!
How high you are in YOUR height,
How low in YOUR depths!*

Aurelius Augustinus, Confessions

*und die stille
mit ihr sang
in uns pulsiert
bis ans ende von*

*deine sprache
mein licht
der laut die welt ihr atem
Amen.*

*and the silence
can you hear singing
through us pulses
a sonnet longs for*

*your voice
my light
the world its tone its breath
Amen.*



Die Insel

Östlich. Noch ferner der Osten. Der ferne Osten. Noch weiter östlich der Osten. Sehr fern.

Verwunschen das schlanke Lilienrot zwischen dichten Farnen. Palmen, die wie das Meer über Mauern ragen, dunkle Hölzer mit verwildertem Unterton, Wohlgerüche, gebündelt und mit Staub vermischt, Lavendel, Harz, Bougainvillea, Anthurium, orientalischer Ginster, Zweige, windschief, gekrümmt unter dem Gewicht. Emsig umherstreunende Lüfte, sich paarende Hunde auf der Straße, unwillkürlich unwirklich die Hitze, verblutende Strahlen, der ahnungslose Jasmin dort am Tor. Unzählige Hibiskusblüten mit ihren weit gefächerten Pupillen erfreuen sich wie Narziß ihrer beglückenden Schönheit. Eine Genugtuung, der schmeichelnde Wind von weit, sehr weit her.

Ein Haus. Eine Mauer. Ein Garten. Ein alter Mann öffnet das quietschende Tor. Der Jasmin streift der eintretenden Frau über die Wange.

Diese Mittagsstunde gehört den Fischern. Die Katamarane haben angelegt, die Boote sind an Land gezogen, die lehmbräunen Segel eingeholt. Heute, in der Nacht werden sie wieder aufbrechen und morgen, um die Mittagsstunde, kommen sie zurück, streifen unendlich bedächtig über die See, holen an ihrem Saum Atem. Ein langes Atemholen, ein langes, langsames Atemholen, ein Dahinziehen ins Vergessen. Ohne jedes

Gedächtnis wird es den Horizont bis ins Atemlose ausdehnen.

Die Fischer kehren ins Haus zurück, legen sich schlafen. Die Sonne steht jetzt im Zenit und brennt erbarmungslos. Die Frauen bewegen sich flink, geräuschlos, Kinder huschen an den Beinen der Mütter entlang, umfassen die Schenkel und verschwinden dann im Schatten der Straße, da, wo es einen Schatten zu erhaschen gibt. Sie kommen zurück ins Haus, dösen und warten. Warten, weil alles andere vergeblich wäre.

Auf den gottverlassenen Straßen liegen schwermütige, leere Schatten. Die Frauen folgen ihren Männern ins Innere des Hauses. Hunde verkriechen sich in verstohlen liegende Ecken, hinter den Mauern hören wir Kinder lachen. Die Männer legen ihre Hände auf die Körper der Frauen. Die Spuren der Hände sind zu sehen. Zu sehen in den Augen, im Gesicht, im Gang, dem aufrechten Gang der Frauen, der Kunst der Frauen, zu gehen. Die Frauen wissen es hinzunehmen, sie wissen vieles hinzunehmen, sie nehmen hin, was unabänderlich ist. Sie tragen es. Sie nehmen die Spuren der Hände mit dieser bezwingenden Genugtuung auf sich, mit dieser Selbstlosigkeit, mit einem Lächeln. Dann, sind sie schön.

Am Abend zeigen sich die Frauen dem Meer. Die weiße Frau betrachtet die Frauen vom Meer, sie folgt ihnen lange mit den Augen, sie läßt diesen Anblick an ihren Augen vorüberziehen, vorüberschweifen, sie weidet sich an dem grazilen Gang, dem schweren, hüftlangen, schwarzen Haar. Dunkle, feingliedrigste Körper, die vom Wind geformt werden, die biegsam, wendig, einfühlsam. Als seien sie aus dem gleichen Atemzug wie die Segel der Katamarane, flattern sie mit dem großzügigen Wind, stehen am Ufer, die Kinder auf dem Arm, oder um die Beine geschlungen,

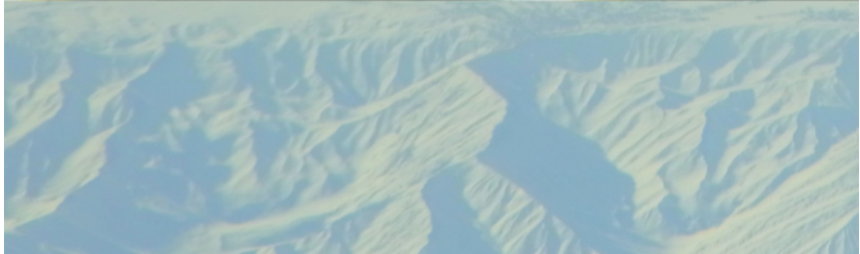
ergehen sich in der Betrachtung der Sonne.

Nur wenige Schritte vom Meer steht die Kirche, wie ein Fels in der Brandung, mit immeroffenen Flügeln. Die Priester horten keine Heiligtümer vor den Fischern, den Frauen, Kindern, Hunden, Kühen, Ziegen, Katzen. Alle finden hier Platz zum beten. Das Kirchenschiff ist arm wie die Menschen vom Meer, aber es hat eine, das Göttliche umspannende Seele. In dieser Kirche nahe dem Wasser singen sich die Menschen ihre Mühseligkeit vom Leib, ihre Armseligkeit, die sie nicht verbergen, falten ihre Hände, legen sie in den Schoß während sie singen und lassen ihre Stimmen über das Meer hinaustreiben. Noch in der Nacht singen die Frauen für die Männer da draußen und streifen mit ihren Stimmen die Segel auf dem Meer. Selten singen Menschen so, wie dort in dieser Kirche am Meer, in der Nacht. Ganz weit draußen fangen sich ihre Gebete, am Nachthimmel hängen sie zwischen den Sternen, hallen wider an diesen hohläugigen Gittern des Horizonts und in der tiefschluchtigen See. Ihre Stimmen, gutgläubig, schon fast bei Gott.

Jetzt um die Mittagsstunde geht sie den Weg durch die Hütten der Fischer. Die tiefbraun gebrannten Männer sitzen draußen, flicken in der flirrenden Hitze müde die Netze und sehen ihr nach. Aber kaum einer sieht sie zu dem Haus gehen und eintreten.

Der alte Mann steht am Tor, heißt sie willkommen. Er weiß es. Er weiß es, als einziger. Wird er das, was er weiß, eines Tages preisgeben?

Ein dunkler Flur. Ein großer Raum. Abgedunkelt um die Mittagsstunde.



Scharlach im Lapislazulitau, der Horizont, schamlos nacktblau
die Schöne, schwebend, er und seine wahrhaftige See

und weiße Haut und schwarze Haut
und helles Haar und dunkles Haar

es riecht nach Salz
nach angeschwemmten Stimmen nach Tang

Venus hoch über der Mondbarke sticht in die erblindete See
die Sonnenarche hüllenlos ankert im Nachtgehölz

es seufzt im Ambermoos so tausendschön
doch schon der Fischer Hände – lichterloh
noch das duundich und ichunddu -
den Liebesteppeich an zwei Enden ziehn

dich ins Nirwana und mich ins Paradies.